

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1931**

239 (15.10.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst



# Unterhaltung \* Wissen \* Kunst

## Theater und Musik

### Badisches Landes-Theater

#### Zum erstenmal: „Die Prinzessin auf dem Seil“

Die auf einen ganz großen glanzvollen Ton gestellte Aufführung, die der Strauß-Waagschen Operette „Die Prinzessin auf dem Seil“ zu teil wurde, ließ sich nicht leicht in Entlassung bringen mit den Sereniaden, die morgens ein Teil unserer badischen Dichter und Denker, die dem „Badischen Geistes“, besonders charakteristische Linien geben sollen, ankündigten. Der Intendant Dr. Waag der unter die Librettisten gesungen ist, hat sich gelast, daß einem Publikum, das den Reiz der Kunst vorzieht, geboten werden kann. Er griff zu einer neuen Text, einen wirksamen Titel, legte um eine Fairmanntzige als Kern platte Schablonen, die sich schon zu Großartigkeiten als wirksam erwiesen haben, dazu kam noch verarbeitendes Beiwerk, stark aufgetragene Darstellungs- und Ausstattungseffekte nach alt bewährten Rezepten, und somit konnte das Spiel beginnen. Wie den anderen modernen Operetten-Librettisten ist auch dem Textdichter der „Prinzessin auf dem Seil“ die Musik nur Mittel zum Zweck gewesen. Man darf ruhig bezweifeln, ob Johann Strauß sich entschlossen hätte, das Waagsche Textbuch zu vertonen, wenn es ihm damals schon vorgelegt wäre. In seiner grandiosen, bei einer Oper vollkommen unangebrachten Ausstattung und mise en scene hat er die Straußsche Musik auf lange Strecken an die Wand gedrückt.

Es war nicht recht einzusehen, weshalb man einen Gast mit der Aufgabe der Reize der Strauß-Waagschen Operette betraute. Die Mühe, die man sich mit dieser Operette gab, wäre einer besseren Sache würdiger gewesen. Auch Herr Dr. Hagemanns Kunst konnte dem Waagschen Libretto hat weder mehr Wit noch mehr Geist als sein Original. Der Text ist zu großschalig ausgefallen, die Handlung ist konstruiert, es fehlt die leichte Hand, der Spirit, die Spannung und der leichtsinnige übermütige Ton, der in der Musik schwingt. Die Prinzessin auf dem Seil ist zu vierstübig.

„Keine Gattung ist gering zu achten; jede ist erfreulich, lobend ein großes Talent darin den Gipfel erreicht.“ So Goethe. Strauß war das große Talent, das in einer Gattung den Gipfel erreichte. Die Gattung heißt Operette, eigentlich Walzer und der Gipfel „Fiedermaus“ eigentlich Donauwalzer. Schon zu seinen Lebzeiten hat die damals auf der Höhe stehende Wiener Musikkritik festgestellt — vor dem Ende eines halben Jahrhunderts — daß Johann Strauß nur einmal eine Spitzensituation gelang, eben die Fiedermaus. Johann Strauß' musikalisches Naturtal war nur auf den Walzer, auf den Walzer, auf den Tanzrhythmus eingestellt. Kann sich der Hörer bei dieser Musik nicht körperlich beteiligen, dann wirkt sie auf die Dauer ermüdend. Wird sie mit einem Libretto verquillt, dann konzentriert sich das Interesse auf die Handlung, es sucht sich am Stoff schadlos zu halten. Das Fiedermausbuch hat eben den eminenten Vorzug, daß sich der Hörer spannungslos ungelacht mit der Handlung verliert. Die Wiener haben zu Straußens Zeit den Walzer nicht als eine dramatische, sondern als eine höchst lyrisch-schwermütige Angelegenheit betrachtet. Die Straußsche Operettenmusik mit Ausnahme der Fiedermaus und des Zigeunerbarons ist für uns heute abgetan. Die unzähligen Bearbeitungen und Verschönerungen bereiten ihr wahrlich noch ein frühzeitigeres Ende. Der Versuch Hans Waags auf Grund seines didaktischen Talents einen Teil Strauß wieder aufleben zu lassen in allen Ehren, aber auch die Aufhebung wird das gleiche Schicksal mit den übrigen teilen.

Ergebnisgemäß arbeiten Theaterdirektoren, wenn sie ihre eigenen Werke an ihren eigenen Bühnen aufzuführen, immer mit den besten und besten Mitteln. Weil es eben „Theater“ ist, scheint es nur so, als ob so viel Aufwand zur Inszenierung dieser Operette nötig gewesen wäre.

Bei den Theaterbudgetaufstellungen bekommt dieser Schein oft unangenehme Wirklichkeit. Künstlerisch ist die Waagsche Aufführung nicht zu rechtfertigen. Sie hebt in keiner Weise das Niveau unseres Spielplans, und die finanziellen Auswirkungen werden die

Kurve in der Theaterklasse nicht nach oben biegen. Man sollte derartig unfruchtbar Experimente in der Musik nicht unterlassen, in der Stadt und Staat nur unter mühseligen Kämpfen die Zuschauersquote für das Landes-Theater auszubringen. Wenn der Herr und Meister in seinem Bereich sein eigenes Werk auf die Bretter bringt, gibt sich selbstredend der ganze Bau die größte Mühe, eine glänzende Aufführung herauszubringen. Das große und das kleine Licht wurden eingeschaltet, der Theatermacher nimmt seine besten Kostüme, der Beleuchter seine größten Scheinwerfer, die Kostümwärterin müht sich, die reisspottigen, anartesten Kostüme ins Bild einzugliedern, der Balletmeister sinst Tag und Nacht auf neue Figuren, Pas, Quadrillen, die Bühnentechniker versuchen die gezeigten Wünsche ihrem Herrn an den Augen abzuliefern, damit der fremde Rezipient leichte Arbeit hat. Dr. Hagemann hat etwas did aufgetragen. Er wird sagen, er hat sich an das Textbuch halten müssen. Vieles, besonders im 1. Akt, war „große Oper“. Dem 2. Akt fehlte die Lichtfülle, das Originelle. Strauß hat keine Musik für Barterre-Altboten geschrieben. Gewiß: einem Teil des Publikums hat man mit dieser Operette keine Mühe erspart. Aber diese Rücksichtnahme führt mit der Zeit zur Degradierung.

Generalmusikdirektor Krips mit dem Landes-Theaterdirektor spielte Strauß auf bestmögliche Weise. Es war bezeichnend für das Urteil des Publikums, daß es dem einzelnen Kaiserwalzer den stärksten Beifall schenkte. Emma Seiblich führte die Titelpartie glänzend durch. Die Rolle ist ihr gleichsam auf den Leib geschrieben. Marie Center war eine croyable Kunitz, Eise Klant, Eise Klant, Karlheinz Wier, Robert Kiefer, Paul Gemmede, Wilhelm Mentwig, Alfons Kloebe und Hermann Brand leiteten ihre vielseitige Kunst ein um eine flotte Aufführung zu ermöglichen. Chor und Ballett stellten ebenfalls ihren Mann.

### Richard Strauß über die Karlsruhe Oper. Dr. Richard Strauß hat an die Generaldirektion des Badischen Landes-Theaters folgendes Schreiben geschickt:

„Sehr verehrter Herr Intendant! Ich möchte Ihnen nochmals für Ihre liebenswürdige Einladung danken, die mir von neuem Gelegenheit gab, die Karlsruhe Oper auf einer hohen Stufe künstlerischer Leistungsfähigkeit zu bewundern. Die Aufführung der Salome unter Krips' ausgezeichneter Leitung, die Wiedergabe der androschischen Frau ohne Schatten, beide gezeit durch eine Reihe junger schöner Frauen, in prächtiger künstlerischer Ausführung getragen von dem allerbekanntesten Orchester waren mir eine reine Freude und ich bitte Sie, Ihren Vorständen, dem gelehrten künstlerischen und technischen Personal meine warmste Anerkennung und meinen herzlichsten Dank zu übermitteln. — Wenn mir ein Wunsch gestattet sein darf, wäre es, daß es gelangen möge, dem Ansturm theater- und kunstliebender Geister gegenüber, die gerade jetzt am Werke sind, hohe Kulturwerte zu verfesten, die bis jetzt eine besondere Zierde unseres lieben Deutschland waren, um die wir vom ganzen Ausland beneidet wurden — auch das Badische Landes-Theater auf seinem alten Niveau zu erhalten.“

### Städtisches Konzerthaus

#### „Der Lamberthier“. Drei Akte von Louis Bernheim

Wir haben dieses lustige Stück vor zwei Jahren in anderer Besetzung gesehen. Ich weiß nicht, was man sich von einer Wiederaufnahme nach so kurzer Zeit verspricht. Jedenfalls ging die Erwartung fehl. Der Zuschauertraum blieb lotharischer. Das muß man im Hinblick auf die zwei Darsteller bedauern, die nun gerade ihre Allerbesten gaben und dem Bühnenpublikum Theatererlebnisse bereiten, die man gerne keine schönen Theatererlebnisse in der Gattung „Lamberthier“ wiederholen möchte. Die beiden Hauptrollen, die hier in der wohlhabenderen Klasse und Gegenüber dem Bühnenpublikum und leibhaftig, autumtische Künstler, den eine wahrhaftige und leibhaftig nicht unbedeutende Figur, das andere ein kleiner, aber ein kleiner, das heißt, das bedauerliche Mädel, das von der finanziellen und damit zeitlichen Verwertung gegenüber einem alten Wütling nicht loskommen kann. Dablen war natürlich fäh-

rend; sein inquisitorisches Wesen, das ihn zur Erforschung und Aufhellung alles dessen treibt, dessen Kenntnis ihn doch so schmerzen muß, kam mit fürchterlicher Echtheit zum Ausdruck. Wie Peinlichkeiten knallten seine scharfen Rezipiten auf das schuldbehaftete Mädchen nieder, das sich der unerbittlichen Logischen Zange nicht entwinden konnte. Ganz ausgezeichnet war Dahlen in der Szene, wo er seine Morbidität gefehen muß; wie er da mit zitternden Händen mehr und mehr in sich aufnahm und vom Sofa herunter, fast, das gab ein erschütterndes Bild menschlichen Jammers. Fil. Bertrams Germaine konnte an das Wort aus Lamb Stranz „Don Juan“ erinnern: „Die lieblichen Mädchen humpelnd gemacht und unserm Herz näher gebracht; ihr Fecht wird entschuldbar durch die finanzielle Abhängigkeit. Ein Musterbeispiel für die Art, wie der französische Kapitalismus alles Schöne im Menschenleben verfallen kann. Selbst die Ehe und das Menichenglied zerlegt das verdammte Geld.“ Fil. Bertram hat aber nicht nur virtuos gespielt, sie verstand auch, reizend auszuheben. Woherne Kostüme bedeuten für unsere Darstellerinnen immer Opfer, das darf wohl auch einmal anerkannt werden.

Verlagt hat bei dieser Aufführung nur die elektrische Beleuchtung auf der Bühne. Die Lichter gingen nicht an und aus, wie sie sollten. Der Abbau beim technischen Personal warf seine Schatten. Noch ein paar solcher Verlager, und man wird sich gegen die Empfindung nicht wehren können, daß man langsam dem Niveau des Schmierentheaters entgegensteuert. Das wäre nun die Rekrutierung des Svaroprogramms.

### Die entschleierte „Kaffeebohne“

#### Liebenswürdigkeiten im Treppenhaus

Ein junges Fräulein mit echt berlinerischem Mundwerk steht als Klägerin vor dem Amtsgericht. Ihr Gegner ist ein junger Mann, der eine Treppe höher als Schlafbürde wohnt. Zwischen den beiden gab es eines Tages einen großen Raub. Die junge Frau fand, daß der Schlafbürde sich zu laut benehme. Sie stellte ihn im Treppenhaus zur Rede und bedachte ihn mit einigen Namen, die alles eher als schmeichelhaft waren. Der junge Mann verzweifelte sich mit einem sehr vollkommenen Ausdruck und schrie der Frau, wie sie jetzt laut, nach zu: „Ich liebe Sie so!“ Die Folge war eine Klage wegen Beleidigung und Bedrohens.

Richter (zum Beklagten): „Stimmt das, Sie sollen der Klägerin einen Namen gegeben haben, der das Gegenteil von Dame bedeutet?“

Beklagter: „Ja, aber nur, weil sie mich einen Laubengel genannt hatte. Und dann sagte sie zu mir: ... Verzeihung! aber das übrige steht im „Göt“.“

Klägerin (empört): „Jawoll, Herr Rat, un da hat er mir zujurien: „Sie haben ja gar keinen. Sie haben ja bloß eine Kaffeebohne!“

Die Äußerung mit der Kaffeebohne hatte die Klägerin auf sich nicht sitzen lassen. Strauß entschloß sich die dem jungen Mann sofort durch Aufhebung der Unrichtigkeit seiner Vorstellung sofort durch Aufhebung zu überzeugen. Der Beklagte erzählte darüber:

„Der Amtsgerichtsrat, ich war bei diesem Anblick so entsetzt, daß ich ihr zurief: „Ich liebe Sie so!“ (Geisterf.)“

Richter: „Ich glaube, das Beste wäre, einen Veraleich zu schließen.“

Klägerin: „Ja, Herr Rat, aber dann muß dieser Herr den bescheidenen Ausdruck zurücknehmen. Mein Mann hat nämlich erklärt: Wenn der Beklagte die „Kaffeebohne“ nicht zurücknimmt und sie auf mir sitzen lasse, dann läßt er sich scheiden. Und dann muß mich der Beklagte ernähren!“ (Schallendes Gelächter.)

Ob der junge Mann tatsächlich Angst bekommen hat, daß er seine Geanerin werde ernähren müssen oder ob er die Klärung wieder aufzugeben wollte, läßt sich schwer sagen. Er erklärte sich jedenfalls bereit, die „Kaffeebohne“ mit dem Ausdruck des Bedauerns zurückzugeben. Und damit war der Friede wieder hergestellt. (Aus dem Volksblatt für Oberbayern.)

## WAHNEUROPA 1934

EINE VISION VON HANNS GOBSCH

17 Nachdruck verboten. Copyright by Fackelreiterverlag Hamburg-Bergedorf

Das bartlose Mönchsgesicht bekommt zwei Falten zwischen Nase und Mund, wie dunkler Fanatismus steigt es aus ihnen heraus. „Jetzt abtreten? Mit Resentiment kann man nicht Politik treiben. Ich bin mit Champelle schwer genug zu Rate gegangen. Wir müssen den Dampfkegel übermachten, sonst verpöndet er todlicher!“ Er hat mehr widerwillig als aus innerer Überzeugung gesprochen.

Rhée hat schon ihre Antwort auf den Lippen: Ja doch! Zerspringen lassen! — Aber Broucq erbebt sich in diesem Augenblick und stellt seine schwere, gedrungene Gestalt auf die massiven Beine. Der breite Rumpf mit dem zerfurchten Seemannsgesicht steht auf den Beinen wie auf zwei Eisenfüßen. „Richtig, Rhée! Damit befolgen Sie nur das, was Brandt angeordnet hat. Wenn die Regierung eine böse Suppe braut, dann wollen wir wenigstens die Genugtuung haben ...“

„Mithochollen zu haben!“ lacht Rhée höhnlich dazwischen. „... mit menschenmörderischer Kraft gebremst zu haben!“ fährt Broucq gleichmütig fort, aber seine blauen Stablaugen drohen zwischen den zerkränkten Lidern zur rostraten Rhée hinüber.

„Gut, gut!“ anterspricht Champelle hastig. Rhées Gelächter kirt gegen die Zimmerwände. „Champelle, jetzt müssen Sie Ihr Gesicht im Spiegel sehen! Sie passen wahrhaftig besser zum demokratischen Minister als zum Verschönerer!“

„Wir sind keine Verschönerer!“ stellt Lomnier richtig und rückt unruhig den Klemmer auf der Nase zurecht. „Im Notfall können wir sogar der Regierung als Kladderfüße dienen!“

Millaut nickt Beifall, sein Bauerngesicht bläht sich auf: „Wir haben mit Verschönerung nicht das geringste zu tun! Was wir jetzt vorbereiten, ist eine Maßnahme, die dem ganzen Volk nützen soll. Gebt Gott, daß wir es mit der bloßen Vorbereitung bewenden lassen können!“

Rhées halböffener Mund höhnt, ihre weißen Tageräbne funkeln. Champelle läuft aufgeregt auf und nieder. Broucq trommelt ungeduldig auf die Stuhlbeine. Rhée umkreist lautlos den Tisch, seine Eiserräusen werden immer undurchsichtiger.

„Es kann sehr wohl geschehen, daß der französische Gott eine andre Parole ausspricht. Lieber Millaut“, sagt der ehemalige Geistliche Rhée, Seine Blicke lassen vorstichtig die Gesichter der Anwesenden ab. „Der äußerste Fall ist beinahe schon zu greifen, wenn man Fingerdivergenz fühlt. Sind wir erschreckt? Frankreich? Ohne Zweifel, Italien. ?? Wenn wir dort ein Biasto erleben? Unsere Pläne haben nur Sinn, wenn keiner aus der großen Front ausbringt! Die italienischen Waffen sind unentbehrlich! ... Broucq!“ Der letzte Anruf klingt wie eine Frage, die Antwort fordert.

Broucq steht am Fenster und sieht auf die Straße. Der Fenster-

rahmen ist von einem massigen Oberkörper fast ausgefüllt. Links und rechts weht der urbane Badenbart über die Schultern herüber. „Was wir bisher in Italien organisiert konnten, ist verflucht wenig!“ laßt er, ohne sich umzudrehen. „Capponi hat dafür gesorgt, daß die Arbeiter ohne äußere Geschlossenheit sind. Und die innere Geschlossenheit ist schwer abzuschließen!“ Die nächsten Worte geben in einem gemurmerten Flüstern. „In jeder Fabrik sitzen Schwärzenden als Spindel. Ich wette, unter Kurier, der in zehn Minuten losläßt, wird auf dem Mailänder Flugplatz gepackt und verpackt auf Zimmerwiederleben. Die feindsichtigen Agenten verpesten Europa wie früher die Zarenpläne.“

Kurse Stille.

„Mobilmachung! Kriegserklärung! Das ist die einseitige Rettung!“ Rhée steht hochschäftig und mit irrisierenden Pupillen mitten im Zimmer. „Was wir im feindsichtigen Italien bisher nicht organisieren konnten, das wird von selbst aus dem Boden schießen, wenn der Erdball so tanzen anfängt! Europa braucht dieses Blutvergießen! Eher vernichten wir den Krieg nicht an der Wurzel! Broucq! Verstehen Sie mich? Wenn Capponi oder Saint Price zu den Waffen ruft, danken wir beiden auf Knien! Das wird dann der große Appell zur Abrechnung sein! Der wird die Wölfer aufschrecken aus ihren feigen Träumen! Neue Welten entstehen nur nach Stinfalten! Oder habt ihr Angst, Freunde? Seht ihr nicht, wie den Regierungen Europas schon die greisenhaften Beine zittern? Sie warten nur auf den Todesstoß!“

Wichtig droht Broucq vom Fenster her. Seine Hände, breit und ungeheuerlich geworden durch Hantieren mit Ambos und Schmiedehammer, durchfahren heftig die Bartwälder. Ganz unbewußt steht der klöbige Körper. Es ist plätsch ein dunkles, abemmisvolles Wetterleuchten in diesem uraltnischen Anblick. Hat das, was die rotbaartige Frau eben wie eine Flamme aus sich herausgeschleudert hat, auch in seiner breiten Brust einen Quell aufgeschlagen? Einen heimlich nagenen Quell, der schon lange darauf wartete, aus der tiefen Schicht von Fleisch und Knochen herorzubrechen? Neue Welten! Schon der Schmiedegelle Jules Broucq hat in seiner Viller Werkstatt davon geträumt! Als Biergläseriger, nicht wahr?, träumte er noch davon, damals in den blutigen Erdtrichtern von Verdun, in den zerfetzten Unterständen an der Somme und am Chemin des Dames! Neue Welten! Die, wie Brandt immer wieder verflücht hat, unter herauf gebaut werden müßten, nicht von der Krone nach unten! Weil ja auch jeder Baum von unten nach oben wächst und reißt! Und jetzt war Europa im Begriff aufzuspringen, der gewaltige Wölferleib würde schon, begann sich aufzubäumen! Jetzt sudaden ...! Neue Welten entstehen nur nach Stinfalten. — — Jules Broucq klammert sich mit seinem leuchtend gewordenen Ebenbild an den Augen Rhées fest, in denen das gleiche Feuer zu lodern scheint. Er sieht hin zu Lomnier, der seinen Klemmer veracwolligt, weil der nicht nicht mehr auf dem dünnen Klemmer sitzen will. Und dort Millaut, der mit seinen festen Bauernäbnen verfolgen seine Worte seufzt. Und da hinten an der Tür Minister Champelle, unglücklich die Finger umeinander drehend. Die rotbaartige Rhée Landru hat mit ihren Worten allen einen Kaufschlag ins Genit-

verleitet. Also den Krieg als Gottesgeschenk herbeiführen nicht wahr? Damit die Erde neuen Kurs bekommt? Wenn jetzt in Paris und Rom die Feuersbrunst ausbricht, dann tauchen sie am Horizont auf, die Neuen Welten! Aber erst hindurch durch die Stinfalten! Ausbreitung des Teufels durch Begeißelung! War das nicht ein wahnsinniges Verleihen der Wüter und Wenden! ... Und Léon Brandt ...? Ah, der würde jedem den Hals umdrehen, der ihm mit solcher Verleumdung käme ...!

Broucq tritt auf seinen Beinwäulen zwei Schritte vor. In seinen Augen ist das Feuer wieder erloschen, kalt und fahlern ruhen sie auf Rhée. Eiliges Benuhnt hat die für Sekunden erwachte alte Leidenschaft zugestimmt.

„Die „Union“ ist keine Werbezentrale für den Bolschewismus!“ laßt er mit drohender Ruhe zu Rhée hin.

„Große Ideen haben überhaupt keinen Namen!“ wirft ihm Rhée zurück. „Niemand auch gebiert die Ideen. Sie sind da, wachsen aus der Luft, aus menschlichem Atem oder fallen vom Himmel. Der Kommunismus ist die nächste Epoche. Auch die „Union“ hält ihn nicht an!“

Broucqs Bartgewirr wackelt. „Was in zwanzig, fünfzig Jahren kommt, werden unsere Söhne pöbeln.“ Plötzlich wird er grob. „Kommunismus! Meinertwegen! Aber dann soll er wachsen, werden! Revolutionen, auch die blutigen, überbringen keine Entwicklungsschritte, sie führen am Ende immer wieder dort an, wo die alte Welt in Stücke ging. Das sind die Worte unseres Léon Brandt. Dabei bleibt es.“

„Kuhland!“ höhnt ihm Rhée entgegen.

Broucq nickt mit dem gewaltigen Schädel. „Dort ist der Kommunismus zum Herrbild geworden! Diktatur einer Klasse! Ungeliebter Jargonismus!“

„Mittel zum Zweck!“ Rhée seigt ironisch ihr blühendes Gesicht. „Nein, nur ein Beweis, daß alles, was nicht naturhaft reißt, totgeboren und verkrüppelt ist.“ Broucq wuchert einen Schritt drohend auf Rhée zu. „Was soll das übrigens in diesem Augenblick? Wir haben nur eine Aufgabe: das drohende Geispeiß des Krieges absumiden. Schlacht nicht mehr und nicht weniger. Die Aufgabe ist lauer genug!“ Er läßt die Landru stehen und stampft auf die Tür. „Unten warten die Vertrauensmänner der Betriebe ...“ Er geht schon draußen auf dem Korridor, dessen Parkettboden unter den Schritten des ehemaligen Schmiedes schillert und ächzt.

Während die anderen dem alten Gewerkschaftler folgen, steht Rhée mit geschlossenen Augen. Ihre Hände mit geballten Fingern pressen sich gegen die vorgewölbtten Oberarmen. An dem flüchtigen Kolch dieses Schmiedegelle Jules Broucq ist ihr jeder Vorstoß abgeprallt! Warum hat sie sich auch hinreißten lassen und sich so weit vorgewagt ...!

IX.

Der „Sektos“ hat eine unruhige Nacht hinter sich. Von Mitternacht bis zum Morgenrauen hat er sich mit bösarigen Wunden und Rebellen herumgeschlagen. Jetzt schiebt sich die Sonne über das Meer herauf. Die Uhrchen sind auf Pariser Zeit vorgestellt. Sehn Uhr vormittags.

(Fortsetzung folgt.)